

## Zwischen zwei Fenstern

Von Fritz Rosenfeld

Heute ist Sonntag; da wird sie wieder das blaßblaue Kleid aus dem Schrank holen, das breite Band aufbügeln, das sie wie einen Gürtel um die Hüften trägt, und sich in ihrem großen Strohhut eine halbe Stunde vor den Spiegel stellen. Dann wird sie sorgsam unter ihren Taschentüchern wählen — er sieht durch das geöffnete Fenster bis in ihren Wäschschrank —; nimmt sie das mit dem rostfarbenen Rand? Nein, das grüne. Nun kommen ein paar Tropfen Kölnischwasser auf das Taschentuch, und dann geht sie spazieren. Er sieht sie aus dem Hause kommen er blüht ihr nach, bis sie um die Ecke verschwindet. Ihre Handtasche ist schon abgeriffen und blank; man sollte ihr eine neue schenken.

Er hat heute wieder den braunen Anzug an, denkt sie; und die grüne Strawatte. Er hat nur zwei Anzüge — sie sieht durch das geöffnete Fenster in seinen Schrank — und fünf Strawatten. Sie sind alle fadenscheinig und glänzen. Er wird gegen zehn Uhr nachhause kommen, sich an den Tisch setzen und lesen. Jeden Abend ist es so, auch sonntags. Man sollte ihm eigentlich eine neue Strawatte schenken.

Die ersten Sterne blitzen am Himmel. Das Buch liegt aufgeschlagen vor ihm, aber er liest nicht. Er wartet. Nun wird sie bald kommen. Dann setzt sie sich vor den Radioapparat, hört ein paar Minuten aufmerksam zu, dann schiebt sie die Musik gewissermaßen in den Hintergrund und stopft Stimpfe.

Sie blüht zu ihm hinüber. Ihre Hand streckt sich jäh nach dem Apparat aus. Vielleicht hört ihn die Musik, sie ist zu laut. Sie dämpft die Geigen, die Trompeten kommen nun von sehr weit her. Er hört drüben in seinem Zimmer fast nichts mehr. Schade, denkt er, und geht schlafen.

Da erlischt auch in ihrem Zimmer das Licht. Aber eine Straßenlaterne wirft ihren langen Lichtschein durch das Fenster. Durch sein Zimmer geistert der Reflex einer blauviolettten Lichtlampe, bis es Mitternacht schlägt. Wenn es still wäre, könnten sie über den Abgrund der Straße hinweg ihre Atemzüge hören.

Um sieben Uhr tritt sie aus Fenster, in ihrem sonnenverblähten seidenen Schlafrock. Da steht auch er auf, als wäre dies für ihn ein Zeichen, daß der Tag beginnt. Wasser plätschert in die beiden großen Becken auf den alten hölzernen Waschtischen. Nun steht er vor dem Spiegel und büstelt sein Haar. In ihr Zimmer tritt die Quartierfrau, eine dicke Frau mit roten Wangen und verben Händen. Er geht um zehn Minuten früher aus dem Haus, denn er frühstückt im Kaffeehaus. Auf dem Weg ins Büro sieht sie ihn hinter dem Fenster sitzen, jeden Tag auf demselben Platz. Dann nimmt der Tag sie gefangen. Er heißt, gestern, heute morgen: Wagner & Co., Landwirtschaftliche Maschinen, gegründet 1884.

Er geht durch zwei Zimmer, in denen Schreibmaschinen klappern, an seinen Tisch. So sitzt auch sie, denkt er, und schreibt Vieles. Die Frauen an den Schreibmaschinen scheinen alle

ihre Kleider im gleichen Geschäft zu kaufen. Im Sommer tragen sie helle Blusen, weiß, rosa, lichtblau, im Winter gewirkte Jumper, dunkelrot, dunkelblau, dunkelbraun. Dann schlägt er das schwere Buch auf und beugt sich über die Zahlenkolonnen: Schlieber & Korb, Ledberg- und Import, Hüte und Felle, ein groß und ein detail.

Die Kalenderzahlen an der Wand laufen vorüber wie Lelegrabsteinlagen vor einem jagenden Eisenbahnwagen. Der braune Anzug hat seinen Rang als Sonntagskleid längst verloren, er trägt ihn bereits im Büro; für die Feiertage hat er einen neuen, grauen. Das hellblaue Kleid ist zerrissen, sie hat nun ein resedagrünes, sie trägt eine Filzhutpe dazu, die ihr nicht paßt; aber solche Klappen sind jetzt modern, was will man machen, so find die Frauen. Er hat eine neue Strawatte; aber er hätte sich keine Strawatte mit Tupfen kaufen sollen, denkt sie. Tupfen gefallen mir nicht; wenn er mein Mann wäre —

Heute blüht er oft nach der Uhr. Es fällt bereits dem Prokuristen auf. Er fragt: „Warum so nervös — was ist denn los?“ „Nichts“, antwortet er. Er kann dem Prokuristen doch nicht jagen: sie ist krank. Eine Frau, deren Namen ich nicht kenne, die im Haus gegenüber wohnt, ist krank. Der Prokurist würde über sein schmales, faltiges Gesicht lachen, bis die Brille wackelt. Er würde sagen: „Ach habe ja immer gewußt, Sie sind ein verrücktes Fuh“. Dann mühte er zornig werden, und dem Prokuristen klar zu machen versuchen, was er nie begreifen wird: Gewiß, man weiß den Namen nicht, aber wohnt seit Jahren im Haus gegenüber, man kennt einander, und man gehört ein wenig zueinander.

Er läuft schnell nachhause, der Zeitungsverkäufer an der Ecke blüht ihm enttäuscht nach, denn er hat vergessen, das Abendblatt zu kaufen, das der Junge ihm täglich bereit hält. Er eilt die Treppe empor, aber die Tür schließt er langsam auf und er tritt langsam ins Zimmer; sie soll nichts bemerken.

Die dicke Frau ist bei ihr, dann kommt eine Fremde — wahrscheinlich eine Kollegin. Sie hat wohl auch keine Verwandten, ist so ein

### Im Park

Die Alten sitzen ernsthaft auf den Bänken, von breiten Bäumen schattig überdacht; was einst ihr Leben laut und bunt gemacht, steht fern und still als Bild in ihrem Denken.

Zu ihren Füßen in der Sonne spielen die Jungen, läppisch und noch fremd der Welt, von unbegriffnen Bildern rings umstellt, die zauberhaft in ihren Morgen fliehen.

Die Wirklichkeit wird jenen zur Legende, die ihren Abend friedlich mild verflärt; die Jungen reden, ahnungslos durchgärt, im Traum schon nach der Wirklichkeit die Hände.

Mag. W. A. 15

verlaufenes, verlorenes Geschöpf wie er, ein heimatloser Hund, der einmal irgendwo, in einem Winkel verkümmern wird.

Er ist heute früher nachhause gekommen, denkt sie, als die Fremde fortgeht. Hatte er Kerger im Büro? Er arbeitet doch gewiß in einem Büro? Es ist gut, daß er da ist. Es wäre schrecklich, wenn er überfiedelte, — und das Zimmer gegenüber ins Dunkel stürzte, in dem nur fremde Gesichter sind. Er hat keinen Freund. Nie betritt jemand sein Zimmer, außer dem Mädchen, das am Morgen aufräumt. Sie hat das Mädchen heute beobachtet. Sie macht alles so schnell und so lieblos. Man müßte mit sanften Händen über die Dinge fahren, die ihm gehören, dann wäre man ihm ein wenig näher.

Heute liegen Blumen auf ihrem Tisch, sie ist zehn Jahre bei der Firma Wagner & Co., die Kolleginnen machen freundlichere Gesichter, für ein paar Minuten, bis die Arbeit beginnt. Er hat heute früh länger vor dem Spiegel gestanden, der über seinem alten, verblähten Waschtisch hängt. Er hat seinen Kopf dem Spiegel genähert, als wollte er etwas ganz genau sehen. Er betraufete sein Haar. Es wird grau. Hat er das erst heute bemerkt? Sie weiß es schon lange.

Der Prokurist ging in Pension. An seiner Stelle sitzt ein anderer, der frühere Oberbuchhalter; er ist mürrisch, er mußte lange auf dieses Avancement warten, nun ist er alt, das Leben ist fast vorüber, und mit der Nacht, die er endlich bekam, kann er nun nicht mehr viel beginnen. Den braunen Anzug hat längst der Tröbler gekauft, auch den grauen; das resedagrüne Kleid hängt im Schrank, ganz hinten, und wird nie wieder das Licht des Tages erblicken. Den Strohhut hat die dicke Frau in den Koffeinerer geworfen.

Sie hat ein neues Kleid, neue Handschuhe, und um ihren Hals hängt eine Kette, die er noch nicht kennt. Sie tritt ans Fenster — will sie ihm all das neue zeigen, oder will sie nur nach dem Wetter sehen? Er sitzt über ein Buch gebeugt, er blüht hinüber. Das Kleid ist hübsch. Aber doch zu jugendlich für sie. Sie sollte sich nicht mehr so jugendlich kleiden. Plötzlich ist er ein: Sind schon so viele Jahre vergangen?

Er hat ein offenes, ausgeschlagenes Hemd. Das paßt nur den Jungen, die Fußballspielen, den Tennischampions und allenfalls Männern mittleren Alters in einem Segelboot, denkt sie und erinnert sich an Bilder aus den illustrierten Zeitschriften, die sie ab und zu im Kaffeehaus durchblättert. Er aber hat schon einen grauen Kopf. Er weiß es, aber er will es nicht wissen. Plötzlich hält sie ein, sie will einen Schritt zum Spiegel machen, aber sie bleibt am Fenster stehen. Bin ich denn schon so alt?

Und dann geht er nicht mehr ins Büro. Es war eine einfache Abschiedsfeier, er bekam einen Blumenstrauß, der Chef hielt eine Rede und drückte ihm die Hand — dann war alles vorüber. Am Monatsserien wird nun immer der Postbote kommen und etwas Geld bringen — der letzte Zusammenhang mit der Welt. Das

## Kleiner Aerger

Es ist für einen Toten schlecht,  
im Dunkeln dazuliegen.  
Man kommt sich so gestorben vor  
und so zurückgeblieben.

Da spricht die alle nochmal vor,  
die unverschämten Neben.  
Die, die du krumm verschwiegen hast,  
die sagst du jetzt zu jedem.

Da draußen dreht sich nun die Welt.  
Die reden könnten, schweigen.  
Du weist das — und du ärgerst dich  
und kannst es niemand zeigen.

Kurt Doberer.

Zimmer ist nun ein Sarg, der ein Fenster hat;  
man liegt da und wartet auf den Tod. Auch  
der Sarg des Nachbarn hat ein Fenster, man  
kann hinüberblicken — vielleicht gibt es drüben  
noch etwas Neues.

Seine Höfen sind nicht mehr gebügelt,  
denkt sie. Seine Kravatte sitzt nun immer schief.  
Er sollte doch mehr auf sich halten; wie wird  
er in ein paar Jahren aussehen? Er sitzt nun  
nicht mehr im Stoffhaus, wenn sie ins Büro  
geht, er steht später auf, er hat Zeit; aber er  
ist punkt sieben wach, wenn sie ans Fenster  
tritt.

Eines Tages schlägt es vom Kirchturm her,  
und sie kommt nicht. Es ist ein Wochentag,  
ein ganz gewöhnlicher Tag. Ach so, denkt er, nun  
ist sie auch soweit. Auf ihrem Tisch steht eine  
Bäse mit einem Blumenstrauß. Sie schläft wohl  
noch; vielleicht träumt sie von der Hebe, die der  
Chef gehalten hat, und von dem Händedruck.

Er geht spazieren. Als er mittags nach-  
hause kommt, sitzt sie am Fenster und strickt.  
Eine alte Frau, deren langsame, ruhige Bewe-  
gungen sagen: es ist vorüber. Sie strickt eine  
warme Weste für den Winter. Es wird kalt,  
man kann nachts das Fenster nicht offen lassen.  
Aber am Abend, wenn Licht in ihrem Zimmer  
brennt, sieht er ihre Gestalt durchs Zimmer  
wandern, selbst wenn die Vorhänge zugezogen  
sind.

Als es wieder Frühling wird und die  
Sonne wieder wärmer scheint, nimmt er sein  
Buch und sie ihr Strickzeug; sie sitzen halbe  
Tage im Park und sehen den Kindern zu, die  
im Sand spielen. Manchmal geschieht es, daß  
sie im gleichen Augenblick aus den Haustoren  
treten, als hätten sie sich verabredet. Als sie sich  
das erstmal gegenüberstanden, erschrafen sie  
beide. Aber er dachte: wir sind ja alte Be-  
kannnte, da habe ich wohl das Recht, sie zu  
grüßen. Sie dankte mit einem Kopfnicken, ihre  
Augen glänzten ein wenig heller, um ihren  
Mund lief ein Lächeln — der sanfte Glanz und  
das milde Lächeln einer alten Frau.

Nun schließen sie auch in den Sommer-  
nächten die Fenster, denn ihnen ist immer kalt.  
Sie tun es zur selben Stunde, sie neigen den  
Kopf ein wenig zum Gruß. Wenn die Flügel  
der Fenster sich schließen, ist es, als verjankte  
die Welt hinter einem großen, dunklen Tor. Die  
Nächte sind lang, auch wenn sie nur wenige  
Stunden dauern; und in ihrem Schlaf ist keine  
Ruhe mehr.

Einen Augenblick stehen sie wohl noch hin-  
ter dem Fenster und blicken durch die Scheiben  
zum Himmel empor. Die Sterne flimmern  
oben, wie die winzigen Augen eines alten,  
weißen Tieres. Sie sagen: Es hat keinen Sinn,  
daraüber nachzudenken; alles ist, wie es ist.

Innen, zwischen den glühenden Mauern,  
auf dem von der Sonne erweichten Asphalt,  
rüttelt, poltert, lächelt das Leben.

## Wenn ein Maler heiratet

(Erinnerungen an Bernau)

Von H. Krommer

Im Herbst 1921 kam ich aus Süddeutsch-  
land nach Berlin. Als Kunstmaler besaß ich eine  
Staffelei und einen Malkasten mit Oelfarben;  
außerdem eine Braut, die ich zu Weihnachten  
heiratete. Die übliche Hochzeitsreise wurde an-  
getreten; sie führte nach Stralsund und dem  
von Winterstürmen heimgesuchten Rügen.  
Nachdem meine Frau, die gerade halb so groß  
ist wie ich, heinasse vom Sturmwind ins Meer  
geblasen worden wäre, beschloßen wir, die Hoch-  
zeitsreise abzubrechen und nach Berlin zurückzu-  
kehren. Gerade als der Zug Bernau passierte,  
kam die Sonne heraus und beleuchtete das lieb-  
liche Städtchen. Das machte auf mein Maler-  
herz tiefen Eindruck. Ich beschloß, aus dem  
möblierten Zimmer in der düsteren Körner-  
straße in Berlin W nach dem heiteren Land-  
städtchen Bernau zu übersiedeln. In der Linken  
Staffelei und Malkasten, mit der Rechten meine  
Frau unterm Arm, so stolperte ich über die be-  
trächtlichen Stakenöpfe, die den Weg von  
Bahnhof zur inneren Stadt so amüsiert machen,  
vorbei an der wohlkonservierten Stadtmauer der  
Hauptstraße zu. Da ich den „Schwarzen Adler“  
zur Linken zu vornehm für unsere bescheidenen  
Ansprüche hielt, steuerten wir auf den „Weißen  
Schwan“ zur Rechten zu. Und wir trafen's gut.  
Im ersten Stock war ein höchst gemütliches  
Gästezimmer frei. Lange grüne Plüschgardinen  
an den einfachen Fenstern, zwischen denen ein  
prächtiger Spiegel mit vergoldetem Rahmen  
und Tischchen stand. Zwei Betten, die den ein-  
zigen Fehler hatten, daß sie nicht nebeneinander  
standen. Eine Plüschgarnitur, bestehend aus  
grünüberzogenem Sofa, 2 Fauteuils und einem  
runden Tisch. Ein eiserner Ofen, der auch bei  
strengster Winterkälte den Raum mit ziemlicher  
Wärme füllte. Vor den Fenstern, auf der ande-  
ren Straßenseite, entdeckten wir eine Fleischerei  
und eine Bäckerei. Im Hause selbst gab es einen  
Damenhutfalon und einen Rechtskonsulenten.  
Die Mahlzeiten nahmen wir in der Wirtsstube  
ein, bei den gemütlichen Krubbfads. Inner-  
Rügen, bisher an österreichisch-süddeutsche Kost  
gewöhnt, saßen sich gezwungen, sich auf preu-  
ßisch-märkische Art umzustellen. Besonders eine  
Zunke, die sich bei allen Speisen gleich blieb  
(ich glaube, man nennt sie „Reichstunke“). Da  
sie im ganzen Reich auf dieselbe Art hergestellt  
wird) benötigte längere Zeit, bis ich mich an sie  
gewöhnt hatte. Zweifelloß hat sie schon zur Zeit  
des großen Freis existiert und vielleicht ist die  
Sprichwörtliche Lügigkeit der Preußen auf den  
Genuß dieser Zunke zurückzuführen. In kurzer  
Zeit kannte ich jeden Winkel in Bernau. Mit  
Genuß las ich die alte Inschrift auf dem Trag-  
balken des windstiefen Hauses in der Tuch-  
maberstraße: „Anno Domini 1582 sind diese  
Buden der Kirchen zum besten frei erbaut worden  
N. Johann Pipern und anno 1583 von ihm und  
Matthias Hengen und Lorenz Koppen als  
Kastnerherren Gott zum Ehren erbaut worden  
Amen“. An den famosen Hufstentöpfen, die vom  
breitspurigen Hufstenturm so finster und krie-  
gerisch herunterbilden, ergoßte sich mein histo-  
rischer Sinn. Denn aus der alten Chronik, die  
mir die Wirtskente geborgt hatten, wußte ich  
von dem ungnädigen Empfang, den die wackeren  
Bernauer ihren ungeliebten Gästen bereitet  
hatten: statt in den Schlund, hatten sie ihnen  
das heiße Bier über die Köpfe gegossen. Bald  
nahm ich auf meine Gänge Platte und Radier-  
nadel mit und im Laufe der Zeit entstanden eine  
große Anzahl von Radierungen, die nach Bernau

nauer Motiven gearbeitet sind. Gatten wir eine  
genügende Anzahl von Blättern beisammen,  
dann rutschten wir nach Berlin hinein, wo wir  
die Arbeiten bei den Kunsthändlern absetzten.  
Zur Sicherheit pflegte meine Frau noch weißen  
Käse mitzunehmen, den sie bei Bekannten mit  
einem kleinen Aufschlag weiterverkaufte. Auf  
dieser doppelten Basis, Kunst und Käse, bau-  
te sich unsere Existenz auf. Als der Sommer kam,  
dehnte ich meine Malerfabriken auch nach Vie-  
senthal, Wandlitz und Sterruchen aus. Am  
liebsten blieb mir aber doch die engere Um-  
gebung Bernaus. Gene füllten, mit Birken be-  
standenen Sandwege, auf denen die Autos nicht  
vordrängbar kommen können und die weite Heide  
mit den gezackten Kiefern, die tiefen Kiefern-  
und Buchenwälder, die sich bis zum Liegnitzsee  
hinziehen. Als der Herbst kam, begann mich der  
Hof zu stechen. Den Anlaß dazu gab ein  
Grudeofen, den ich in Berlin erstanden hatte.  
Als Besitzer dieses Grudeofens hielt ich es für  
höchst notwendig, das bekannte Sprichwort  
„Eigener Herd ist Goldes wert“ zu vertwick-  
lichen. Ich entdeckte in der Breiten Straße ein  
Atelier. Es lag zwei Treppen hoch nach dem  
Hof hinaus. Die Ansicht durch die Glasfenster  
die die ganze Wand einnahmen, war idyllisch.  
Rechts und links die Wirtshausköpfe der be-  
nachbarten Arbeiter. Durch das Dach eines  
Schuppens wuchs stolz und kühn ein Kuckbaum  
heraus. Das Bild wurde abgeschlossen durch die  
Giebelkanten der alten Häuser an der Stadt-  
mauer. Dem gemütlichen „Weißen Schwan“  
wurde Lebewohl gesagt, der Grudeofen in dem  
viel zu großen Atelier aufgestellt, ein Bett be-  
kamen wir von unserem neuen Hausherrn ge-  
sehen, das andere kauften wir samt Matratze  
sehr preiswert (der Bohrturm war schon im  
Holz drin) von Bekannten. Nun fehlte noch ein  
Kleiderschrank. Den schafften wir uns bei Wer-  
heim an. Er war so groß, daß er nicht über die  
Treppen ging, man mußte ihn mit Stricken  
durchs breite Atelierfenster ziehen. Nun hatten  
wir's geschafft! Eigenes Heim, in dem man nach  
Herzenslust malen konnte! Das erste Opfer war  
der Hausherr selbst, dessen prächtige rote Nase  
ganz besonders mein Malerauge gereizt hatte.  
Die Nase wurde so naturgetreu, daß ich bis  
heute das Bild nicht verkauft habe. Dann kam  
meine Frau dran. Als sie nach der ersten  
Sitzung ihr Bild sah, erinnerte sie sich an die  
Herrenverbrennungen und war zu keiner zweiten  
mehr zu bewegen. Das dritte Opfer war ein  
Agent, der unser neues Heim gegen Einbruch  
und Feuer versichern wollte. Ich zwang ihn,  
zwei Stunden stille zu sitzen und malte ihn mit  
einer solchen „Birne“, daß er ohne Gruß die  
Atelierstiege hinunterstürzte. Nun verzweifelte  
ich an meinen Fähigkeiten als Porträtmaler und  
warf mich wieder auf die Landschaft. Eines  
Tages kam ich müde und hungrig aus Zepernick  
heim. Meine Frau war in Berlin und Mittag-  
essen war erst nach ihrer Rückkehr möglich. Der  
Gandschubmacher, der einen kleinen Querschlügel  
im Hof bewohnte, lud mich ein, ein Gläschen auf  
seine Gesundheit zu trinken. Ich tat es und aus  
reiner Gefälligkeit trank ich ein zweites, drit-  
tes . . . Plötzlich merkte ich, wie meine Beine  
schwach werden, ich schleppte mich bis zu meinem  
Bett. Vergaß vollständig, daß ich abends meine  
Mitwirkung bei der Rinolapelle versprochen hatte.  
Plötzlich rüttelte mich jemand an der Schulter.  
Es war der Kapellmeister: „Schönte Zeit! In  
fünf Minuten beginnt die Vorstellung. Sie

haben doch zugefagt, heute abends mitzuspielen.“ Ich packte mich zusammen, nahm das Cello unter dem Arm, von der anderen Seite stützte mich der Kapellmeister und so ging's im Sid-Jad die Bürgermeisterstraße hinunter zum Kino am Saffienturm. Dort setzte man mich auf einen Stuhl, stellte mir das Notenpult vor die Nase und schon ging's los. „Hallo, die süße Klingel-fee“ ging gerade noch; aber bei „Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt“ kommt mir der Magen hoch und die Bescherung war da. Ein Glüd, daß uns eine spanische Wand vom Publikum trennte. Trotzdem Instrumente und Kleider der übrigen Musikanten in respektloser Weise verunglimpft waren, floß die Musik nach einigen Taktschwankungen munter weiter. Mir aber genügte der Zwischenfall, um mein so hoffnungsvoll begonnenes Debut als Kinomusiker ein für allemal abzubreden. Vielleicht wäre ich bis an mein Lebensende in Bernau geblieben,

wenn sich nicht unser Atelier im Winter als gänzlich unheizbar erwiesen hätte. Es kam vor, daß wir an bitterkalten Wintertagen im Hotel übernachteten mußten. Im Frühjahr kam meine Frau im Krankenhaus mit einem Mädchen nieder. Bis zum letzten Augenblick hatte ich auf das Erscheinen eines Sohnes namens Konstantin gerechnet, dem zu Liebe ich mich sogar auf eine Lebensversicherung eingelassen hatte. (Im Falle meines Ablebens war mein Sohn Konstantin zum Erben meiner beweglichen Habe, nämlich Gelbhaber, Radioplatten, Staffelei- und Malkasten eingesezt worden.) Nun widerrief ich die Lebensversicherung; wir packten unsere bewegliche Habe auf ein Bauernfuhrwerk und rollten in gemächlichem Tempo über Zepernick, Bug und Pantow der Weltstadt Berlin entgegen, die uns für zehn weitere Jahre Heimat werden sollte.

sie mit der rechten Hand durch die Haare? Järrlich und freundlich werde ich es ihr nächstens mitteilen. Sie ist eine kluge Frau, sie wird es mir nicht übel nehmen.

Alles wird dann mit einem Male einfacher. Ordnung zieht in mein Leben ein, Einfachheit und Klarheit. Und was wäre, wenn ich schon Gella gebeten, den Elektriker gerufen, die Schrauben gelaugt hätte, was wäre, wenn ich Ernst sagen könnte, daß ich ihn betäubige, ihn nicht für meinen Freund halte und ihn bitte, mich nie mehr zu besuchen? Ich kann seinen Blick nicht ertragen, sein Händedrüden, seine Stimme, wenn er immer wiederholt: „geseht den Fall!“ Mit ungesuchten, männlichen Worten ihm das mitteilen, entschieden und bescheiden! Daß ich ihn nicht mag, daß er mich belästigt, mir fremd ist, daß ich nur allföcklich sein kann, wenn ich ihn nicht sehe. Er möge es nicht mißverstehen. Ich halte ihn für einen ehelichen, ausgezehneten Mann. Nur eben empfinde ich Hebelkeit in seiner Nähe. Ich glaube, nichts wäre einfacher, als ihm das in einem Brief mitzuteilen.

Ich gehe, hole den Elektriker, ich laufe Schrauben. Jetzt, sofort. Das heißt, in Rossmen ist es unmöglich. Ich muß ja rennen. Gella erwartet mich, sie hat mit Ernst verabredet, wir gehen heute zu Dritt ins Kino. Aber morgen. Ganz bestimmt.

Probitorisch befestige ich die Strippe mit zwei Reißnägeln und hänge rasch meine Krawatten darauf. Nur bis morgen. Ich kann ja die Schlipse unmöglich auf dem Boden liegen lassen. Der kleine Bohrer, ich weiß es bestimmt, liegt in der untersten Lade des Büfets, unter den Pergamentpapieren. Unverständlich, wann ich diese vielen Papiere gekauft habe! Und weshalb? Zu welchem Zweck?

Oder liegt der Bohrer vielleicht doch im Wäschekorb? Mir ist, als hätte ich ihn einmal, vor langer Zeit, unter zerrissenen und unbrauchbaren Taschentüchern gesehen. Abends werde ich bestimmt nachsehen.

Oder morgen. Es hat ja Zeit bis morgen. Et 3.

## Unordnung

Ich wollte einen Schlipf aus dem Schrank nehmen und da geschah das Unglück. An der inneren Fläche der Schranktür war ein Bindfaden befestigt. Und nun fiel der bunte Fadenhaufen zu Boden. Ich wurde traurig. Ich ging in Kniebeuge und wollte die Schlipse vom Boden heben. Aber ich ließ sie doch liegen, weil auch der Versuch, die Unordnung, dieses drückende Geheimnis meines Lebens, aus der Welt zu schaffen, mir als ein hoffnungsloses, erfolgloses, ja eitles Streben erschien. Nein, der Unordnung stehe ich machtlos gegenüber, ich bin ihr ausgeliefert, bis in alle Ewigkeit.

Sie müssen wissen, ich halte meine Krawatten auf einer Strippe an der Innentwand des Schrankes. Die Strippe ist mit zwei Reißnägeln befestigt, weil es so einfacher ist. Machen Sie es nicht so? Im allgemeinen macht es jeder so. Ich bin davon fest überzeugt. Jeder, sogar die Japaner. Und die sind doch ordentliche Leute. Lebt irgendwo auf einer unerforschten kleinen Insel im Stillen Ozean ein Mann, der mehr als drei Seidenbinden hat, macht er es auch so. Dieses System ist eines der banalen kleinen Geheimnisse, die innerhalb einer Zivilisation die Menschen in eine enge Bahnbreite angeschlossen haben. Die Krawatten, die ein zivilisierter Mensch durch Kauf oder Geschenk erwirbt, mehrten sich im ewigen Lauf der Zeit und häufen sich auf dieser unheimlichen Strippe zu einem farbigen Durcheinander zersetzter Seidenfäden.

Periodisch stellen sich dann die Katastrophen ein. Infolge einer raschen Bewegung fällt ein Reißnagel heraus und die Schlipse fallen zu Boden. Ein Naturgesetz. Nicht allzu häufig geschieht das, weil die Ahnung einer Gefahr in den Nerven stets auf der Lauer steht und der Mensch die Hand nach den Krawatten nur sanft, behutsam ausstreckt. Ein unerforschbares Naturgesetz waltet aber über uns und das Unheil überfällt uns manchmal serienweise.

Es war im sonnigen, frohen Mai. Die Strippe mit den Schlipfen riß jeden dritten, vierten Tag. Ich konnte nicht arbeiten. Ich nahm ab. Niemand, auch ich selbst wagte nicht, was mir fehlte. Bis ich eines Tages, Ende des Monats, eingehende Nachforschungen einleitete. Ich untersuchte die Tür, die Strippe, die Reißnägel; und konnte die unmittelbare Ursache des tödlichen Mißgeschicks feststellen. Das Holz der Tür war mullmig, Holzwürmer fraßen darin und die Reißnägel hielten nicht. Darum konnte ich vier Wochen lang keine anständige Zeile schreiben.

Als denkender Mensch bin ich mir im Klaren, woran es fehlt. Man sollte mit dem System der Reißnägel brechen. Ich habe das manchmal erträumt, genießerisch die Einzelheiten ausmalend. Nicht umsonst leben wir in einer technischen Zivilisation. Leicht kann man heute kleine kupferne Schrauben erschwingen, an deren Enden runde Deisen sind. Mit einem feinen Bohrer werde ich ein Loch bohren und die zierlichen Schraubchen mit Leichtigkeit befestigen. Die werden halten. Die so befestigte Strippe wird den Zeiten trotzen, Verdunstung und schlechter Laune widerstehen. Das ganze ist ja so einfach! Ein solcher Bohrer wird sich sogar bei uns finden. In der untersten Lade des Büfets im Speisezimmer, unter den Pergamentpapieren. Weshalb habe ich nur diese Unmenge von Pergamentpapier gekauft? Es könnten hundert Vogen sein, unverständlich!

Ich werde in ein hierfür zuständiges Geschäft gehen und für einige Heller zwei Schrauben kaufen. Und dann, pfeifend und froh, mit stählernem Willen und Arbeitslust werde ich die Schraubchen an der Innentwand der Schranktür festmachen. Nichts ist einfacher!

Von dieser Tat wäre es dann nur ein Schritt, den Entschluß zu fassen, den Elektriker zu rufen, er möge den Steckkontakt in die andere Ecke des Zimmers, neben das Bett montieren. Das Radiogeschäft ist hier im Hause und einem solchen gewandten Fachmann wäre es nur eine Arbeit von wenigen Minuten. Mich dürfte die ganze Sache nur einige Kronen kosten und dieser Schritt könnte unendliche Vorteile nach sich ziehen. Ich könnte nämlich im Bett lesen. Das kann ich jetzt nur machen, wenn ich die Schreibtischlampe auf einen kleinen Tisch hinter das Bett stelle und den Sieder der Leitung in den Kontakt in der anderen Ecke des Zimmers stecke. Die Lampe ist dann, weil die Länge des Leitungsdrabtes es nicht anders erlaubt, viel zu weit, um lesen zu können, aber genügend nahe, um mich zu erleuchten, es immer wieder zu versuchen. Seit wann ist das so? Seit drei Jahren. Morgen werde ich den Elektriker rufen.

Und wenn ich den Elektriker gesprochen, die Schrauben gekauft, meine Strippe in den Deisen der Schrauben befestigt hatte, könnte ich auch Gella bitten, sie möge in gewissen und kritischen Augenblicken nicht mit der rechten Hand immer in die Haare fahren. Gewiß, es ist eine Kleinigkeit, aber — ich weiß nicht warum, mich störte diese Bewegung. Sie hat gar keine Bedeutung, aber warum, warum um Gottes willen, fährt

## Exil . . .

Von Josef Wechsberg

Trübe blickt der Dichter vor sich hin. Es ist so trübsalig, verbannt zu sein, zu wissen, daß man die Heimat, an der man hängt, vielleicht nie wiedersehen wird. Und seine Frau, seine Freunde? Wird er sie jemals . . . Des Dichters Gedanken verlieren sich. Ohne es recht zu merken — er ist ja ein Dichter — beginnt er langsam zu schreiben:

Soll ich klagen? Soll ich schweigen?  
Namenlos die Schuld nur zeigen?  
Oder sag' ich's allen dreist,  
Welchen Geistes Kind du seist?  
Keinen Namen will ich sagen,  
Denn — dich ehcte nur mein Klagen.  
Und das Lied, das ich erkauft,  
Brächte dir nur Ruhm und Auf . . .

Der Dichter blickt auf. Es ist ja ganz wackel, los, sagt er sich. Das Weltgeschehen kann ich doch nicht verhindern. Mit hingerigtem Magen ist es schwer, Philosoph zu sein. Viel leichter, zu dichten. Klöcklich merkt er es: er ist in „Erimmung“. Wie lange war es schon nicht, seit Wochen, seit Monaten? Fast fieberhaft schreibt er weiter . . .

Meine Klagen wird man kennen,  
Wo uns Länder offen stehen.  
Was ich sing', von Aufgang wird es  
In den fernsten Westen dringen



Copyright P. L. B. Bor & Copenhagen



### Adamson badet seinen Hund

Und des Bestandsmannes Klage  
Wird der Orient Zeuge sein:  
Heber Erd' und Meeresvögel  
Hört man meine Stimme klingen  
Und gewaltig wird ertönen  
Seinerzeit mein Klageschrei'n.  
Nicht bloß unsere Zeitgenossen  
Werden deine Schuld erfahren;  
Später Nachwelt ewigleiten  
Tadeln dich ohn' Ende fort...

Der Dichter tritt zum Fenster. Duster, grau  
Liegt die weite Dobruška vor ihm. Nicht die  
Saxt-Coent, der Gradschin oder die Schwäizer  
Berge. Sein Exil ist weder Paris noch Prag oder  
Büriach. Er steht auch nicht auf der Proskriptions-  
liste. Er hat, zum Glück, auch nicht in deutscher  
Sprache geschrieben. Seine Werke wurden (von  
Stowasser) später ins Deutsche übersetzt. Er  
selbst wurde im Jahre 7 nach Christi, vor fast  
zwei Jahrtausenden, vom Kaiser Augustus in die  
Dobruška verbannt. Es ist lange her, seit diese  
aktuellen Zeiten geschrieben wurden. Ihr Dichter  
heißt — Ovid.

### Wissenschaftliches Kaleidoskop

Die Zahl der Säugetierarten, die jedes  
Jahr aussterben, wird auf drei, die der Vogel-  
arten auf acht bis zehn, die der Pflanzenarten  
auf zwanzig bis dreißig geschätzt; bei Insekten  
ist von der Wissenschaft ein Aussterben noch bei  
keiner Art beobachtet worden.

Im biologischen Institut der Harvard-  
Universität ist es gelungen, bei Hunden, die  
ständig stärkster Lärmeinwirkung ausgesetzt  
wurden, Verdauungsstörungen, Geisteskrankheit  
und frühzeitigen Tod künstlich hervorzurufen.

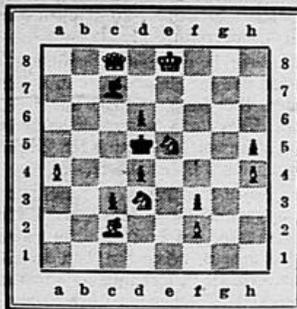
Das Glas ist geeignet, den Stahl weit-  
gehend zu ersetzen. Dies gilt nicht nur für Bau-  
konstruktionen, sondern auch für — Tischmesser,  
die von einer englischen Fabrik mit unzerbrech-  
licher und sehr scharfer Glasfläche hergestellt  
werden.

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22,  
Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 289.  
Von Otomar Neme, Wien.  
(Sammlung „Spielbücher“.)

Schwarz: Kd5, Lc7, Bc3, d4, d6, f3, h5. (7)



Weiß: Ke8, Dc8, Lc2, Sd3, e5, Ba4, f2, h4 (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach  
Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser  
Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 286: Df1—b1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-  
nossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Sturm  
Heinrich Brünn; Burkert Franz, Neu-Titschein;  
Schöffel Anton, Schöbritz; Richter Karl, Pol-  
nitz a. E.; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen;  
Nilsch Rosa, Trupschitz; Strache Karl u. Stra-  
che Rudolf, Großpriesen; Tepper Franz,  
Karlsbad; Hyna Josef, Hostomitz; Eichler  
Otto, Drakowa; Hahl Erwin, Schindler Ro-  
bert, Holfeld Otto, Chmiak Teo, König Anton,  
Freundl Anton, Lohmüller Hans, sämtlich Ne-  
stersitz; Robek Franz u. Walter Ludwig, Kwit-  
kau; Tesaf Franz, Suchel; Trlitsch Gustav,  
Wisterschan; Dreßler Rolf, Vlasim.

Internationales Arbeiter-Schachturnier  
in Komotau

Zum 3. Bundesturnfest 4.—6. Juli ver-  
staltete die Schachpartie des Atus-Verbandes  
ein internationales Schachturnier, an welchem  
Schachgenossen aus Ungarn und ein sehr star-  
kes DTJ-Team teilnahmen. Als Sieger gingen

die tschechischen Genossen hervor. Die Mann-  
schaft des V. Atuskreises erkämpfte den ehren-  
vollen zweiten Platz. Nachfolgend die einzelnen  
Runden und Wettkämpfe:

### 1. Runde.

Atus IV. Kreis		Ungarn	
Brett 1	Körbl, Altröhlau	0:1	Doglioni, Budapest
.. 2	Wohner, Neudek	½:½	Sikla, Ujpest
.. 3	Böhm, Liebenstein	0:1	Takacs, Ujpest
.. 4	Kipp, Liebauthal	1:0	Sipos, Budapest
.. 5	Böhm, Haselbach	0:1	Schiller, Budapest

Ergebnis: 1½:3½ für Ungarn.

Atus V. Kreis		DTJ-Verband	
Brett 1	Hyna Fr., Sobru- san	1:0	Cmelinsky Boh., Boleved
.. 2	Scharoch, Wister- schan	0:1	Sika, Prag
.. 3	Schöpka, Komo- tau I.	0:1	Martinek, Skvor- any
.. 4	Gahler, Eichwald	0:1	Rusý V., Pilsen
.. 5	Kfenek, Komo- tau I.	0:1	Sperl, Pilsen

Ergebnis: 1:4 für DTJ.

### 2. Runde.

Atus V. Kreis		Ungarn	
Brett 1	Hyna	1:0	Doglioni
.. 2	Scharoch	1:0	Sikla
.. 3	Schöpka	1:0	Takacs
.. 4	Frisch	0:1	Sipos
.. 5	Kfenek	1:0	Schiller

Ergebnis: 4:1 für V. Kreis

Atus VI. Kreis		DTJ.	
Brett 1	Körbl	0:1	Cmelinsky Boh.
.. 2	Wohner	1:0	Sika
.. 3	Mähner	0:1	Martinek
.. 4	Rödig	0:1	Rusý Václ.
.. 5	Böhm	0:1	Dr. Brejcha

Ergebnis: 1:4 für DTJ.

### 3. Runde.

Ungarn		DTJ.	
Brett 1	Doglioni	0:1	Cmelinsky Boh.
.. 2	Sikla	½:½	Sika
.. 3	Takacs	1:0	Tous
.. 4	Sipos	0:1	Rusý V.
.. 5	Schiller	½:½	Martinek

Ergebnis: 2:3 für DTJ.

Atus V. Kreis		Atus VI. Kreis	
Brett 1	Hyna	½:½	Körbl
.. 2	Scharoch	½:½	König
.. 3	Schöpka	1:0	Wohner
.. 4	Frisch	0:1	Kipp
.. 5	Kfenek	1:0	Fuchs

Ergebnis: 3:2 für V. Kreis

### Endstand:

1. DTJ-Verband: 3 Siege, 11 Punkte.  
2. Atus V. Kreis: 2 Siege, 8 Punkte.  
3. Ungarn: 1 Sieg, 6½ Punkte.  
4. Atus VI. Kreis: 0, 4½ Punkte.  
Das beste Einzelergebnis erreichte Genosse  
Hyna Fr. mit 2½ Punkten aus 3 Partien (am  
1. Brett).

Von den übrigen Wettkämpfen wurden  
folgende Ergebnisse erzielt: V. Kreis Atus II. M.  
gegen DTJ. II. M. 2:3 für DTJ. VI. Kreis  
Atus II. M. gegen DTJ. II. 2½:3½ für DTJ.  
— V. Kreis Atus II. gegen VI. Kreis Atus II.  
8½:5½ für V. Kreis.

Im Mannschafts-Blitzturnier siegte eben-  
falls DTJ. I. Mannschaft, 1. DTJ I.: 6 Siege,  
21½ Punkte; 2. Ungarn: 3½ Siege, 12 Punkte;  
3. DTJ. II.: 1½ Siege, 7½ Punkte; 4. Atus:  
1 Sieg, 7 Punkte.

Zum Problemlösungsturnier meldeten sich  
11 Genossen, 3 davon haben aufgegeben. Auf-  
zulösen waren ein Zweizüger und ein Dreizüger.  
Direkte Matte.

Die 1. und 2. Stelle besetzten die Genossen  
Doglioni, Ungarn, und Sika, Prag, welche zum  
Lösen der beiden Aufgaben 10 Minuten brauch-  
ten. Den 3. Platz besetzte Genosse Cmelinsky  
Stan., Pilsen, mit 22 Minuten.

Sämtliche Veranstaltungen nahmen einen  
glatten Verlauf und wurden vor einer zahlrei-  
chen Zuschaueremenge im Hotel „Mertin“ durch-  
geführt. Eine würdige Arbeitersportveranstal-  
tung, welche sich glänzend in den Rahmen des  
größten und imposantesten Bundesturnfestes  
einfügte.

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt**